

PUSSY RIOT-KÜNSTLERIN

„Putin versteht nur die Sprache der Macht“

Von Jonathan Guggenberger 01.05.2025, 10:36 Lesezeit: 7 Min.



Als Gründerin des feministischen Kunstkollektivs Pussy Riot wurde Nadya Tolokonnikova zur internationalen Protest-Ikone und kam in ein russisches Straflager. In Berlin eröffnet ihre Ausstellung „WANTED“. Selbst dabei sein kann sie nicht.

Ist Berlin nicht mehr sicher?

Ich wäre echt gern gekommen, aber ich musste mich dagegen entscheiden. Letztes Jahr war ich mit Pussy Riot noch in Berlin und habe „RAGE“ auf dem Dach der Neuen Nationalgalerie performt. Nur hat sich die Situation geändert: Auslandsreisen sind für mich generell zu gefährlich geworden.

2023 haben Sie in der Videoperformance „Putin’s Ashes“ ein Abbild des russischen Diktators in Flammen aufgehen lassen und stellen dessen Asche jetzt als eine Art Memorabilia in Glasfläschchen gefüllt aus. Das hat sie auf Russlands Fahndungsliste gebracht. Wie leben Sie damit?

Beschissen! Ich stehe schon seit ein paar Jahren auf Russlands Fahndungsliste, auch wegen meiner Unterstützung für die ukrainischen Streitkräfte. Aber jetzt hat mich die russische Regierung zusätzlich noch auf die internationale Fahndungsliste gesetzt. Interpol kooperiert zwar nicht mit Russland, wegen seines Angriffskriegs gegen die Ukraine, aber Putin hat immer noch Deals mit bestimmten anderen Ländern am Laufen. Vielleicht bleibt mir nur noch Kanada. Da kann ich mir sicher sein, dass ich bei Grenzübertritt nicht nach Russland ausgeliefert werde. Aber bei den meisten anderen Ländern? Keine Ahnung. Ich weiß nicht mehr genau, wo ich hingehen kann, ohne meine Sicherheit zu gefährden.

Ihre Kunst wird es trotzdem nach Berlin schaffen. Was erwartet uns?

Ja, ist das nicht komisch? Wir leben in einer Welt, in der Objekte freier sind als Menschen – die groteske Schönheit des Spätkapitalismus. Tja, das Herzstück der Ausstellung wird die Gefängniszelle sein, in der ich von 2012 bis 2014 inhaftiert war. In einem russischen Arbeitslager in Mordwinien, das früher ein sowjetischer Gulag war. Den Nachbau meiner Zelle habe ich das erste Mal in meiner Museumsausstellung im OK Linz gezeigt. Sie wurde eigens vor Ort in Österreich und für die Ausstellung angefertigt. Damit sie schmutziger ist, abgenutzter, sich einfach echter anfühlt, haben das Museumsteam und ich in dieser Zelle gelebt. Ich meine das ernst, wir haben da drin geschlafen, Kaffee getrunken und Zigaretten geraucht. Ein Freund von mir hat das mit der Kunst von Rirkrit Tiravanija verglichen – dem thailändischen Künstler, der bekannt dafür ist, dass er beispielsweise in Museen für Besucher kocht. Aber bei uns war das keine öffentliche Performance. Es war eher ein unfreiwillig komischer Teil des künstlerischen Prozesses.



Die Künstlerinnen von Pussy Riot Nadezhda Tolokonnikova (links), Yekaterina Samutsevich (rechts) and Maria Aliokhina (Mitte) im Jahr 2012 vor Beginn des Prozesses gegen sie im Gericht in Moskau. *dpa*

Gibt es noch andere Spuren Ihrer Zeit im Lager?

Ja, in der Zelle wird auch persönliches Archivmaterial ausgestellt. Gefängnisunterlagen, die ich aus Russland rausschmuggeln konnte. Zum Beispiel Briefe und Zeichnungen, die mir meine Tochter geschickt hat. Da war sie vier. Jetzt ist sie 17 und findet es natürlich krass peinlich, dass ihre Kinderzeichnungen in einem Museum hängen. Sie ist selbst auch Künstlerin – deshalb würde sie wahrscheinlich gern was anderes von sich zeigen. Das wichtigste Archivstück ist für mich aber ein Brief, den ich während meines Hungerstreiks im Oktober 2013 geschrieben habe. Das war mein dritter Streik und gleichzeitig der gefährlichste, weil ich im Prinzip ganz allein gegen die gesamte Strafkolonie kämpfen musste. Ich wollte die Arbeitsbedingungen im Lager verbessern. Schließlich mussten wir 16 Stunden am Tag schuften, ohne freien Tag, fast ganz ohne Bezahlung. Ich habe 30 Rubel im Monat gekriegt – das sind ungefähr 30 Cent. Die absurden Gehaltszettel, die diese Zwangsarbeit dokumentieren, waren schon in Linz Teil der Ausstellung. Jetzt stelle ich sie in Berlin wieder mit aus, weil ich schon damals nach unserer ungewollten Kaffee-und-Zigaretten-Performance im Nachbau meiner Zelle in Linz etwas skeptisch war, ob die begehbare Installation allein nicht bloß stumpfe Unterhaltung werden könnte. Ich hatte das Gefühl, wenn die Ausstellungsbesucher sich die Dokumente anschauen – besonders die über meinen Hungerstreik –, dann nehmen sie die Situation vielleicht ernster.

Aber werden wir als Publikum in einem beengten Nachbau ihrer Zelle nicht sowieso immersiv in die grausame Erfahrung Ihrer Lagerhaft hineingezogen?

Nachempfinden kann man diese Erfahrung nicht. Aber ich sehe meine Installation natürlich schon auch als Immersion. Ein bisschen wie beim amerikanischen Künstler Joseph Kosuth. Da stehen dann drei karge Stühle, eine Beschreibung der Haftbedingungen, ein Foto von mir in der Zelle und natürlich der Nachbau, der schon eine vereinnahmende Wirkung hat – klar. Dabei hat mich auch Ilja Kabakow inspiriert, ein Künstler des Moskauer Konzeptualismus, der für seine Kunstwerke den Begriff „totale Installation“ verwendete. Nachdem er aus der Sowjetunion geflohen war, spürte Kabakow dieses unbedingte Gefühl, Environments zu bauen, die dunkel-surreal waren – wie verdrängte Träume – und einen in sich hineinzogen. Und jetzt, wo ich selbst im Exil lebe, fühle ich mich recht ähnlich. Gleichzeitig darf diese Immersion nicht zu stark sein: Es ist eben nur ein Nachbau, ein Kunstwerk, nicht die echte Erfahrung. Deshalb habe ich in Berlin zwei neue, bisher noch nicht gezeigte Arbeiten, die einen aus diesem Sog rauswerfen sollen. Das sind Molotow-Cocktails in DIY-Ästhetik, aber mit einem unerwarteten, cuten und femininen Twist. Sie sind knallpink, schwarz und weiß, und aus einem super weichen Seidenstoff. Ich mag es, gefährlichen Dingen diese süße Seite zu verleihen, einfach nur um sie weniger schwer zu machen. Wenn man in permanenter Gefahr lebt, muss man sie in einen Witz verwandeln, sonst dreht man durch.

Verfolgt werden Sie wegen Ihrer Protestaktionen mit Pussy Riot. Seit Sie im Exil leben, arbeiten Sie aber nicht mehr mit Aktionen, sondern mit Artefakten. Warum dieser Wandel? Sehen Sie Ihre Kunst immer noch als aktiven Protest?

Wie gesagt, ich kann nicht mehr reisen. Wenn ich also keine Objekte verschicken könnte, würde es gar keine Ausstellung geben. Trotzdem möchte ich ja weiterhin Leute inspirieren. Und dann denke ich mir auch, wenn ich Lust habe, mich in einem neuen Medium auszuprobieren – why not? Ich muss mich nicht ständig selbst kopieren, immer die gleichen Formen wählen. Vielleicht macht mich das schwerer verständlich oder schwerer vermarktbare, aber das ist mir egal. Manche Künstler bleiben ihr Leben lang bei einem Stil, andere verändern ihren ständig. Ich versuche, mich an Künstlerinnen wie Marina Abramović zu orientieren. Sie hat Opern gemacht, Performances, Skulpturen, Bücher geschrieben und tritt als öffentliche Intellektuelle auf. Und trotzdem verfolgt sie eine klare künstlerische Linie. Schließlich bin ich Konzeptkünstlerin, weil ich nicht nur auf ein Medium – nicht nur auf Protest oder Performance – festgelegt sein will, sondern weil mich die Ideen dahinter faszinieren. Klar, Performances werden nie aus meiner Kunst verschwinden, weil sie einfach zu mir als Person gehören. Aber bei biographischen oder feineren Themen brauche ich andere Medien – Musik, Kurzfilme oder Objekte. Trotzdem performe ich auch noch regelmäßig.

Wo?

Vor ein paar Tagen erst. In Houston. Da habe ich eine Protestperformance mit Studentinnen der University of Houston organisiert.

Gegen was?

Gegen diese Zensur-Atmosphäre in den USA gerade. Und das war ein bisschen paradox. Denn eigentlich sind meine Performances immer sehr laut und direkt. Ich brauche ja Aufmerksamkeit, wenn ich will, dass meine Statements gehört werden. Dafür funktioniert Aktionskunst am besten. Nur haben wir in Houston keine klare Botschaft gehabt. Wir wollten einfach zeigen, dass es in diesem repressiven Klima an den Universitäten schon reicht, wenn man als eine Gruppe von Frauen mit einem kryptischen Banner – eine Hommage an das „Ideale Banner“ des sowjetischen Künstlerduos Komar und Melamid – still zusammensteht, um als unerwünschter Protest wahrgenommen zu werden.



Russland, Sotschi: Nadeschda Tolokonnikowa (rechts) und Maria Aljochina (links), Aktionskünstlerinnen der Punkband Pussy Riot, verlassen in bunten Strumpfmasken eine Polizeistation im Bezirk Adler. *dpa*

Im Westen sprach man lange vorschnell von Zensur, Einschränkung der Kunstfreiheit und Cancel Culture, wenn Kunst politisch kritisiert oder nicht mehr staatlich gefördert wurde. Sie wurden kurz vor dem Fall der Sowjetunion geboren, haben sich direkt mit der russischen Staatsmacht angelegt. Was bedeutet Kunstfreiheit für Sie?

Die Frage impliziert, dass Kunstfreiheit für mich etwas anderes bedeutet, nur weil ich aus der Sowjetunion komme. Ich weiß zwar, dass Universalismus heute nicht mehr im Trend liegt, aber für mich bleibt Kunstfreiheit etwas universell Gültiges – unabhängig davon, wo ich herkomme und was für Erfahrungen ich gemacht habe. Niemand sollte für seine Kunst verprügelt und in den Knast gesteckt werden oder um seine Familie fürchten müssen. Punkt.

Wollen Sie mit Pussy Riot genau diese Freiheit der Kunst gegen ein autoritäres System verteidigen, oder setzen Sie Kunst gezielt als Waffe ein, um für bestimmte politische Ziele zu kämpfen?

Ich habe Kunst nie als Werkzeug oder Waffe betrachtet. Der einzige Grund, warum meine Kunst politisch ist: weil mich Politik persönlich interessiert. Aber in meinen Arbeiten – egal ob mit oder ohne Pussy Riot – ging es immer auch um andere Themen: Sexualität, Trauma, Schmerz, Leidenschaft, unterdrückte lesbische Lust. Selbst in den heftigsten Protestaktionen haben wir immer versucht, künstlerisch nicht eindimensional zu werden – nicht nur mit politischen Slogans um uns zu werfen. Ansonsten wäre das Propaganda gewesen, und keine Kunst. Und langweilig. Aber ja, dabei war es uns genauso wichtig, die Freiheit der Kunst zurückzugewinnen.



Nadya Tolokonnikova Pussy Riot

In „Putin’s Ashes“ verbrennen Sie symbolisch den russischen Diktator – halten zusammen mit maskierten Frauen ein archaisches Ritual ab. In Ihrer Ausstellung „PUNK IS NOT DEAD“ spielen Sie mit mystischen Runen und christlich-orthodoxer Ikonographie. Reicht punkiger Protest noch aus, um Diktatoren zu stürzen, oder brauchen wir Hexenkunst?

Punk ist doch Hexenkunst! Wenn man sich Hexerei historisch anschaut, war sie eine der ersten Subkulturen. Genau deswegen wurden Hexen verbrannt – weil sie alternative Machtstrukturen aufbauten und die symbolische Ordnung des Patriarchats lustvoll unterwanderten. Rechte Fanatiker werfen uns heute ja wieder vor, moderne Hexen zu sein, die man „auf dem Scheiterhaufen verbrennen“ sollte. Ich glaube, man kann aus der Geschichte lernen – etwa aus den Fehlern der bolschewistischen Revolution. Rein materielle Umwälzungen reichen nicht. Wenn man nur Reichtum und Macht umverteilt, ohne Werte, Ethik und Moral zu verändern, bleiben die alten lebensfeindlichen Systeme bestehen. Das hat man in den 1930er-Jahren unter Stalin gesehen – es wurde nur noch schlimmer als zuvor. Deshalb sollte jeder Umsturz auch eine Art „spirituelles“ Element haben. Ich mag das Wort eigentlich nicht, weil es so überstrapaziert ist. Ich denke da sofort an Yoga-Pants und esoterische Kristalle in Los Angeles. Aber um uns als Menschheit zu befreien, brauchen wir ein neues, künstlerisches Verständnis von „Spiritualität“.

In Deutschland wird gerade die These einiger linker Publizisten diskutiert, ob man nicht lieber in Frieden mit Putin leben sollte, als für die eigene Freiheit zu sterben. War das für Sie jemals eine Option?

Es gibt eine Sache, die man über Putin wissen muss: Er versteht nur die Sprache der Macht. Und genau das habe ich im Straflager gelernt. Zehn Monate lang versuchte ich, die beste Insassin zu sein – zu zeigen, dass ich kooperativ bin. Ich dachte: Wenn ich brav bin, lassen sie mich in Ruhe. Aber das Gegenteil passierte. Je mehr ich nachgab, desto mehr Freiheiten haben sie mir genommen. Am Ende hatte ich buchstäblich nichts mehr zu verlieren. Und genau in diesem Moment habe ich beschlossen zu kämpfen. Ich trat in den Hungerstreik. Und innerhalb eines Monats wurde ich in eine andere Haftanstalt verlegt, wo ich die restliche Zeit meiner Haft im Bett lag, Trauben aß und Victor Hugo las. Was ich am meisten bedauerte? Dass ich nicht früher rebelliert habe. Es ist einfach besser, Trauben zu essen und Victor Hugo zu lesen, als unter sklavenähnlichen Bedingungen Polizeiuniformen zu nähen. Wer es mit autoritärer Macht zu tun hat, muss klare Grenzen ziehen – und sie konsequent verteidigen. Wer glaubt, Putin würde bei der Ukraine stehen bleiben, ist naiv.

Nadya Tolokonnikovas Ausstellung „WANTED“ ist in Berlin vom 2. Mai bis 6. Juni in der Galerie Nagel & Draxler zu sehen.

Quelle: F.A.S. [Artikelrechte erwerben](#)